

Ludwig Winder

Die
November
wolke





Ludwig Winder:

Die Novemberwolke. Mit Nachwort hg. von Dieter Sudhoff

1. Auflage 1996 | 2. unveränd. Auflage 2012

ISBN: 978-3-86815-604-1

© IGEL Verlag *Literatur & Wissenschaft*, Hamburg, 2012

Umschlagbild: Egon Schiele

Alle Rechte vorbehalten.

www.igelverlag.com

Igel Verlag Literatur & Wissenschaft ist ein Imprint der Diplomica Verlag GmbH

Hermannstal 119 k, 22119 Hamburg

Printed in Germany

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diesen Titel in der Deutschen Nationalbibliografie.
Bibliografische Daten sind unter <http://dnb.d-nb.de> verfügbar.

INHALT

Die Novemberwolke	9
Anhang	160
Zwischen Prag und London	160
In einer Novembernacht	184
Textnachweise	197
Nachwort	198

I.

Es dunkelte, der Abend nahte. Was hier erzählt wird, geschah im Jahre 1940. Es geschah im November, es geschah in London, zweieinhalb Monate nach dem Beginn der deutschen Fliegerangriffe. Vor zweieinhalb Monaten hatten die deutschen Flieger begonnen, Tag für Tag und Nacht für Nacht London zu bombardieren. Kein Haus in London war sicher, daß es morgen noch stehen werde. Kein Mensch in London war sicher, daß er morgen noch leben werde. Aber die Straßen waren ruhig, solange keine Bombe sie aufriß, und ruhig waren die Menschen.

Die Straße, in der das Haus stand, von dem hier erzählt werden soll, war eine der ruhigsten in einem östlichen Stadtteil. Es war keine vornehme Straße, es war kein vornehmer Stadtteil. Wer hier wohnte, stand zeitig auf und fuhr zeitig in die Fabrik oder dem Arbeitsplatz in einem Geschäftsviertel zu. Aber der irrsinnige Tumult und der Gestank, der viele Straßen und Gassen der Besitzlosen in den Großstädten erfüllt, waren dieser Straße unbekannt. Sie war immer still gewesen, sie war seit dem Beginn der Fliegerangriffe noch stiller. Kein Kind spielte auf der dunkelnden Straße. Die heimkehrenden Männer und Frauen eilten nicht, gelassen strebten sie ihrem Haustor zu. An allen Fenstern wurden die Vorhänge zugezogen. Die Straße wurde vorbildlich gewissenhaft verdunkelt. In diesem östlichen Viertel der riesigen Stadt, das nicht sehr weit von der Themse entfernt war, erlaubte niemand einem Lichtschein, auf die Straße zu dringen.

Rena Smith öffnete das Haustor und stellte sich auf die Straße. Jack mußte gleich kommen. Er kam jetzt immer bei Anbruch der Dunkelheit heim, wenn er nicht Nachtschicht hatte. In der vergangenen Woche hatte er Nachtschicht gehabt, in dieser Woche hatte er Tagschicht. In dieser Woche durfte er zuhause schlafen. Fein, daß er Tagschicht hat, dachte Rena, fein, daß er heute zuhause schläft. Komm schon, dachte sie, weißt du nicht, wie ungeduldig ich dich erwarte?

Das letzte Licht erlosch in dem gegenüber liegenden Haus. Ungeheuer wuchs die Dunkelheit. Jetzt wurde die Stadt finster wie ein finsterer Wald. Jetzt wird es hier still wie in einem stillen, finsternen

Wald, dachte Rena. Der Tag war ruhig gewesen, einer der wenigen ruhigen Tage, die es in den letzten zweieinhalb Monaten in London gegeben hatte. Um neun Uhr morgens und um halb zwölf hatten die Hausbewohner Fliegeralarm gehört, seither keinen mehr. Einen Abend ohne Bomben konnte Rena sich nicht mehr vorstellen. Sie wußte, daß der Fliegeralarm spätestens in einer halben Stunde ertönen werde, aber sie dachte nicht an die Bomben, sie dachte: Sollen wir noch ein Weilchen spazierengehen? Oder ins Kino? Ich möchte gern. Warum kommt er noch nicht?

Aber jetzt – flammte nicht hoch über dem Häusermeer ein Licht auf? Eine Sekunde später war es nicht mehr sichtbar. Rena glaubte, einen der künstlichen Blitze gesehen zu haben, die abends und nachts die Luft zu durchrasen pflegten. Aber vielleicht war es nur ein großer Stern gewesen, der aufgetaucht und jäh verschwunden war. Der Himmel war wolken schwer, die Wolken des Novemberabends trieben schwere Schwaden der Finsternis zu Boden. Es wurde Nacht.

Kaum zehn Minuten hatte Rena vor dem Haustor gewartet, und schon hatte das Dunkel alles verschluckt, die Häuser und den Himmel. In diesen zehn Minuten waren nur wenige Menschen vorübergegangen. Der graubärtige Emigrant, der mit seiner Tochter bei Mr. Pattinson wohnte, war vor einigen Minuten heimgekehrt. Jetzt wurde das Radio des Mr. Pattinson schwach vernehmbar; Mr. Pattinson saß wahrscheinlich mit dem graubärtigen Emigranten am Radio, sie hörten die neuesten Nachrichten. Auch das Radio der Mrs. Wilson wurde hörbar, es übertönte das andere Radio, es übertrug ein Musikstück. Jetzt näherte sich ein Mann, der eine brennende Taschenlampe trug. Vielleicht war es Jack. Wenn er es nicht ist, kehre ich ins Haus zurück und höre mir die Nachrichten an, es ist kalt, dachte Rena.

Es waren schwere Tritte, es war ein schwerer Mann, der sich näherte, es war Jack, Rena erkannte jetzt seinen Schritt. Jack bewegte sich wie ein wandelnder Berg. Das ganze Zimmer schien immer zu zittern, wenn er auftrat. Rena tastete sich durch die Finsternis und rief ihn. Er beschleunigte den Schritt und schwang grüßend die Taschenlampe; er vergaß, daß es streng vorgeschrieben war, den Lichtstrahl bodenwärts zu dirigieren. "Lösch die Lampe aus", rief Rena. Er gehorchte, ertastete die jetzt regungslos wartende Gestalt und beugte sich zu ihr nieder. Er küßte Renas Mund. Sie sagte: "So

spät." Sie gingen Arm in Arm nach Hause. Sie sagte: "Du darfst nicht die Taschenlampe schwenken, merk dir das endlich. Jeden Tag machst du das. Wenn der Warden dich sieht... Man bestraft jetzt sehr streng solchen Leichtsinn." – "Schon gut", sagte er, "schimpf nicht mehr. Mach dir keine Sorgen." – "Wollen wir noch etwas anfangen? Eine Viertelstunde spazierengehen?" fragte sie. "Ich denke, wir sollten zuerst essen", sagte er.

Er entzündete nicht mehr die Taschenlampe, es unterhielt die beiden, in der undurchdringlichen Finsternis das Haus und das Haustor zu suchen. Im Gehen berührte er Renas hoch gewölbten Bauch und lachte. "Dicker kann er nicht mehr werden", lachte er; "wenns noch lang dauert, wird dir das Haustor zu schmal." – "Noch vierzehn Tage, denk ich", sagte sie und blieb stehen. Sie umschlang den grinsenden Riesen und sagte: "Wenn ichs nur schon hinter mir hätte." – "Mach dir keine Sorgen", sagte er, "eine gesunde Frau braucht keine Angst zu haben." Sie blieben noch minutenlang stehen. Ein Radfahrer, dessen umhüllte Laterne einen schwachen Lichtschein warf, fuhr langsam vorbei. Die Radioapparate waren nicht mehr hörbar.

Plötzlich heulte eine warnende Sirene auf. Sie war ganz nah, am Ende der Straße. Das langgedehnte Crescendo, der wütende, warnende Aufschrei eines angefallenen, um seine Kinder bangenden riesigen Tiers, gellte durch die Finsternis, dann fiel der unheimlich wehklagende Ton und stieg wieder auf, eine zweite, dritte, vierte Sirene begann zu heulen, von allen Seiten kam das Geheul, gleichzeitig erscholl das Geknall und Gedonner der Abwehrgeschütze.

"Es geht los", sagte Jack.

Er blickte zum Himmel auf und lauschte dem Gedröhn der jetzt hörbar werdenden Flugzeuge, die über den Häusern der nächsten Straße flogen und sich themsewärts entfernten. "Das sind unsre", stellte er fest. "Die deutschen Maschinen keuchen; unsre haben einen ganz andern Ton." Eine Bombe fiel, die Erde erbebt. "Komm", sagte Jack, "das war eine ganz schwere. Aber weit weg. Mindestens drei oder vier Meilen." Sie gingen langsam. Rena sagte: "Mrs. Wahle wird dir immer das Essen vorbereiten, wenn ich nach der Entbindung nicht zuhause sein kann." – "Ist recht", sagte Jack, "mach dir keine Sorgen. Du wirst höchstens drei, vier Tage im Krankenhaus sein. Mrs. Wahle ist eine brave Person, sie wird dir in

allem helfen. Um mich braucht sie sich nicht zu kümmern, den Tee koch ich mir selber. Sind Mr. und Mrs. Wahle zuhause?"

"Ja."

"Gut. Ist recht."

Wie befriedigt er das sagte: "Gut. Ist recht." Beinahe freudig. Es verdroß Rena, daß er es so befriedigt, beinahe freudig, sagte. Mr. und Mrs. Wahle waren ordentliche Leute, aber sie waren Fremde, Emigranten, und es schien der jungen Frau, daß er diesen aus einem unbekanntem Land gekommenen fremden Menschen ungebührlich große Aufmerksamkeit schenkte. Man hatte nicht mehr sein Heim wie früher, seit diese Ausländer sich eingemietet hatten. Man war nicht mehr allein, man konnte nicht mehr allein sein, immer waren sie in der Wohnung. Ihn störte es nicht, ihn verdroß es nicht, und er lachte sie aus, daß es sie störte und verdroß. Vielleicht langweilte es ihn, mit ihr allein zu sein. Nein, dieser Verdacht war ungerecht. Aber trotzdem – es war ihr nicht recht, daß er seine ganze freie Zeit in der Gesellschaft dieser Fremden verbrachte.

"Wir sind schon vorbei", lachte Jack. "Zwei Häuser zu weit gegangen. Siehst du? Und du behauptest immer, daß du vor unserm Haustor automatisch stehenbleibst."

"Du hast es genauso verpaßt wie ich."

"Ich wollte sehn, ob du automatisch stehenbleibst."

Sie kehrten um. Er öffnete das Haustor. Nachdem sie eingetreten waren, hörten sie das dunkle, drohende Dröhnen der Flugzeuge viel deutlicher als vorher. Aber es fielen keine Bomben, und die Abwehrgeschütze waren verstummt.

In dem kleinen Wohnzimmer brannte ein schwaches Kaminfeuer. Jack legte den Rock ab und ging pfeifend ins Badezimmer. Rena ging in die Küche und bereitete den Tee. In dem neben der Küche gelegenen Zimmer, das die Emigranten bewohnten, wurde ein leises Gespräch geführt. Mr. Wahle, der schweigsame Deutsche, sprach minutenlang in ernstem Ton, während Mrs. Wahle unaufhörlich Zwischenrufe machte. Dann lachte sie auf. Sie lachte aus voller Brust, es war ein helles, kindlich hemmungsloses Lachen: Hihi – hihi – hiih! Worüber lacht sie immer, warum lacht sie immer? dachte Rena. Wenn ich Mr. Wahle wäre – ich hielte dieses andauernde Gelächter nicht aus.

Niemand in der Nachbarschaft, niemand vielleicht in der ganzen Straße hat Zimmer an Emigranten vermietet, dachte Rena grollend, nur wir. Nur unser Haus. Ein Emigrantenhaus ist es geworden, ich weiß nicht, wie. Die Schuld hat natürlich Mrs. Wilson, sie hat den Anfang gemacht. Sie ist durch das Whiskysaufen nervös geworden, deshalb wollte sie nicht länger allein in ihrer Wohnung hausen, deshalb hat sie ein Zimmer vermietet. Ganz verliebt war sie zuerst in ihre sechzehnjährige Emigrantin. Ilse hin, Ilse her, den ganzen Tag hörte man nichts andres. Jetzt ist Mrs. Wilson nicht mehr so begeistert, jetzt schimpft sie jeden Tag, weil dieses unsympathische junge Mädchen nicht jeden Abend zuhause bei ihr sitzen will, aber davonjagen will sie die Emigrantin trotzdem nicht, im Gegenteil, sie klammert sich an sie, am liebsten würde sie das impertinente junge Ding mit Stricken festbinden. Nach Mrs. Wilson hat Mr. Pattinson sich entschlossen, Emigranten ein Zimmer zu vermieten. Wenn Mrs. Wilson es tut, können auch wir es tun, sagte er. Und dann kam Jack mit Mr. und Mrs. Wahle angerückt. Wenn Mrs. Wilson und Mr. Pattinson Emigranten aufnehmen, wollen wir es auch tun, ich habe zwei besonders nette Leute gefunden, ein nettes junges Ehepaar, sagte er. Und ich, wie dumm, ich war nicht dagegen; weil ich nie dagegen bin, wenn er etwas will. Und weil ich dachte, daß der Mietzuschuß uns in den Zeiten der Teuerung zugute kommen wird. Und weil Mr. und Mrs. Wahle keinen schlechten Eindruck machen. Sie sind ganz nett, ich leugne es nicht. Aber nach der Entbindung will ich sie nicht mehr in der Wohnung haben. Nicht sofort, aber in einem Monat oder in sechs Wochen müssen sie sich ein andres Zimmer suchen. Jack wird sich wehren, er hat an diesen Leuten einen Narrn gefressen. Aber diesmal muß er nachgeben. Wenn es nur ein Junge wird. Jeder Mann will einen Sohn haben. Dumm sind die Männer, viel dümmer als wir Frauen.

"Mrs. Wahle!" rief sie, "werden Sie Tee haben wollen?"

Vera Wahle kam in die Küche gelaufen und rief in ihrem kaum verständlichen, mit tschechischen Wörtern vermengten Englisch: "O Gott, ich hab wieder vergessen. Ich wollte doch Ihren Tee machen. Alles vergess ich immer, so einen Kopf hab ich. Eine furchtbare Person bin ich."

Der große rote breite Mund der hübschen schwarzhhaarigen Tschechin blieb ein wenig geöffnet, nachdem sie diese Selbstankla-

ge hervorgesprudelt hatte. Gleich wird sie lachen, dachte Rena. Ich kann mir nicht vorstellen, worüber sie jetzt lachen könnte, aber sie findet immer einen Anlaß. Ich mag dieses Lachen jetzt nicht hören, es stört mich.

"Gehn Sie, ich bringe den Tee für uns alle", sagte sie.

"Aber nein", protestierte die Tschechin, "danke, Mrs. Smith, Sie wissen ja, wir trinken lieber schwarzen Kaffee. Immer schwarzen Kaffee. Ich will ihn gleich kochen."

Sie holte ihre Kaffeemaschine. Der Donner der Abwehrgeschütze setzte wieder ein. In kurzen Abständen fielen einige Bomben. Das Fenster klirrte, das Haus erbebt.

"Schrecklich, was die heute wieder treiben", sagte Vera.

"Vjeruschko!" rief Martin Wahle, der in seinem Zimmer saß, "wir essen heute wieder bei Jack, bring den Schwarzen in Jacks Zimmer!"

Er sprach deutsch. Er kannte keine andere Sprache. Rena verstand kein deutsches Wort. Aber sie erriet den Sinn. Jack hatte wieder – wie gestern und vorgestern – die Fremden eingeladen, an seinem Tisch zu essen und zu trinken, an seinem Kamin den Abend zu verbringen. "Martin", sagte er zu diesem deutschen Emigranten, nicht "Mr. Wahle". "Vjeruschko", sagte er zu dieser Tschechin, nicht "Mrs. Wahle". Und sie, diese unbekanntenen Flüchtlinge, sagten "Jack" zu ihm, nicht "Mr. Smith". Jack. Einfach Jack. Er selber hatte es vorgeschlagen. Sie waren seine Freunde. So war er. So schnell schloß er Freundschaft. Daß er nichts von ihnen wußte, spielte keine Rolle. Daß sie Fremde waren, hielt ihn nicht ab, sofort Freundschaft mit ihnen zu schließen. Unbedacht war er, unbedacht und leichtsinnig; nicht wie ein Siebenundzwanzigjähriger, sondern wie ein Siebzehnjähriger.

Ich werde ihn zwingen, mit mir ins Kino zu gehn, beschloß Rena.

Sie trug den Tee und die vorbereiteten kalten Speisen in das Zimmer. Der deutsche Emigrant war mittlerweile Jacks Einladung gefolgt. Er saß an dem gedeckten Tisch und hörte dem wohlgelaunten Jack zu, der die Redeweise eines bekannten Mitgliedes des Unterhauses zum besten gab. Der Deutsche war ein höflicher Mann. Er stand auf, als Rena eintrat, er grüßte höflich, er hatte gute Manieren. Eine Minute später trat die Tschechin ein, vorsichtig die Kaffeekanne tragend. Gleichzeitig ertönten die Sirenen.

"All Clear!" rief Vjerschka. "Ich bringe das All Clear!"

Alle lauschten. Der helle, beruhigende Sirenenklang, der verkündete, daß die Stadt nicht mehr von feindlichen Fliegern bedroht sei, unterbrach alle Gespräche, die in diesem Augenblick in London geführt wurden.

"Schnell hat man die Nazis vertrieben heute abend", lachte Vjerschka.

"Sie kommen sicher noch einmal, das war noch nicht der Nachtangriff", sagte Martin Wahle.

"Essen Sie mit uns", sagte Jack, "die Wurst ist nicht schlecht."

Martin lehnte dankend ab und holte aus seinem Zimmer die Pasteten, die er nach Hause gebracht hatte.

"Wie war eigentlich die Kost in dem Internierungslager?" fragte Jack.

"Das weiß er längst nicht mehr", antwortete Vjerschka. "Er weiß nie, was er isst und ob es ihm schmeckt."

Martin und Vjerschka wohnten seit einem Monat in diesem Hause. Vor einem Monat waren sie aus dem Internierungslager entlassen worden. Vor einem halben Jahr hatte die Polizei sie geholt und auf die Isle of Man in ein Internierungslager gebracht. Martin vermied es, von seiner Internierung zu sprechen. Vjerschka hingegen erzählte gern von den Menschen, die sie auf der Isle of Man kennengelernt hatte.

"Mr. Wahle ist erbittert", hatte gestern Rena zu Jack gesagt, "er grollt uns Engländern, weil man ihn interniert hat. Wahrscheinlich findet er es ungerecht, daß man ihn interniert hat. Ich finde es durchaus nicht ungerecht. Unter den Flüchtlingen, die aus Deutschland und dem übrigen Mitteleuropa zu uns gekommen sind, gibt es zweifellos Spione und Gestapoagenten. Es ist nicht leicht, sie herauszufinden. Deshalb ist es am besten, alle zu internieren, auch die Unschuldigen, denen nichts nachgewiesen werden kann. Ein englisches Internierungslager ist kein deutsches Konzentrationslager. Mrs. Wahle erzählt, daß sie auf der Isle of Man in einem hübschen Hotelzimmer gelebt hat. Ich bin überzeugt, daß auch Mr. Wahle ein schönes Zimmer gehabt hat. Manche Flüchtlinge scheinen aber zu glauben, daß es Englands Pflicht gewesen wäre, sie als Ehrengäste zu behandeln. Der König hätte wahrscheinlich jeden einzelnen einladen sollen."

"Was du für Ideen hast", hatte Jack geantwortet. "Ich finde, daß Martin der ruhigste und bescheidenste Mensch ist, der mir je begegnet ist. Hat er sich jemals beklagt? Ich weiß nicht, was du gegen ihn hast. Er redet nicht viel. Ist das ein Verbrechen? Du weißt ganz gut, daß man ihm nichts vorwerfen kann. Er hat ein Jahr in einem deutschen Konzentrationslager verbracht, das ist keine Kleinigkeit."

"Das weiß ich."

"Na also. Der Mann hat Anspruch auf gute Behandlung."

"Wer behandelt ihn schlecht?"

"Wenn du sagst, daß man ihn hinter Stacheldraht gefangenhalten sollte..."

"Reg dich nicht auf. Wenn mir einmal etwas zustieße – ich glaube nicht, daß du mich temperamentvoller verteidigen würdest."

Jack hatte gelacht. So hatte das gestrige Gespräch geendet.

Die vier jungen Menschen aßen stumm. Endlich brach Vjerschka das Schweigen.

"Franta ist nicht gekommen", sagte sie. "Glaubst du, daß er heute noch kommen kann?"

Martin antwortete, daß er es für unwahrscheinlich halte.

Am Morgen war ein Telegramm des tschechischen Soldaten František Kulík angekommen, die Ankündigung, daß er heute in London eintreffen und sie besuchen werde. Von diesem Menschen hatte Vjerschka in Prag oft gesprochen. Franta hatte vor vielen Jahren, lange vor Martins Flucht in die Tschechoslowakei, die tschechische Heimat verlassen. Er hatte in Paris als Maler gelebt. Seit geraumer Zeit hatte er nichts mehr von sich hören lassen. Vjerschka hatte befürchtet, daß er nach dem Einbruch der Deutschen in Frankreich umgekommen oder in ein Konzentrationslager verschleppt worden sei. Da er aber heute aus einem tschechischen Militärlager in England telegraphiert hatte, war er offenbar mit heilen Gliedern davongekommen. Vjerschka war im Bett fast bis zur Decke gesprungen, als das Telegramm gekommen war. Oft hatte sie in Prag Martin erzählt, die Erinnerung an den ersten Kuß ihres Lebens sei mit Franta verknüpft, siebzehn Jahre alt sei sie damals gewesen und Franta achtzehn, ganz verrückt sei sie damals gewesen, Franta habe sie verrückt gemacht, der verrückte Franta, der schöne Franta, keinen Mann habe sie nach seiner plötzlichen Abreise angeschaut –

bis zu dem Augenblick, der das ganze frühere Leben ausgelöscht habe: Martins Auftauchen in dem Hause ihrer Eltern auf der Suche nach einem möblierten Zimmer.

Das alles hatte sie ihm hundertmal erzählt, nachdem sie seine Geliebte geworden war und nachdem sie geheiratet hatten. Auch Vjeruschkas Eltern hatten oft den Maler erwähnt, der jeden Tag ihr Haus besucht hatte und eines Tages plötzlich nach Paris durchgebrannt war, um ein großer Künstler zu werden. War er ein großer Künstler geworden? Seit vielen Jahren hatte er keinen Brief mehr geschickt. "Er ist ein gemeiner Kerl, nicht einmal eine Ansichtskarte schickt er mir", hatte Vjeruschka öfter gesagt. Nach der Flucht in das fremde Land hatte sie selten von ihm gesprochen. Aber heute, nach dem Empfang des Telegramms, hatte sie geschrien vor Freude. Tagsüber hatte sie allerdings wieder vergessen, daß Franta kommen sollte. Glückliche Vjeruschka! Martin beneidete sie um ihre Fähigkeit, einen frohen Augenblick in vollen Zügen auszukosten und einen Schmerz, ein Ungemach, ein peinliches Gefühl blitzschnell beiseitezuschieben, restlos abgelenkt von unwichtigen Dingen, von einem Kuchen, von einem Walzertakt, von dem Ruf eines Vogels.

Während der schwerblütige Deutsche diese Betrachtungen anstellte, begannen abermals die warnenden Sirenen zu heulen. "Sie sind wieder da", sagte Vjeruschka. "Jetzt bleiben sie schon bis zum Morgen, der Nachtangriff beginnt", sagte Martin und hob den Kopf, um dem Dröhnen der die Straße überfliegenden deutschen Bomber zu lauschen, dem mühsamen Motorengekeuch, das bedrohlich nah und deutlich vernehmbar wurde.

"Ich möchte ins Kino", sagte Rena, Jacks große, mächtig auf dem Tisch ruhende Hand berührend, "wollen wir gehn?" Jack war einverstanden und zog die Abendzeitung aus der Tasche, um nachzusehen, welchen Film sie sehen sollten. Das Dröhnen der Flugzeuge wurde schwächer, sie schienen sich zu entfernen, aber einige Minuten später setzte ein ohrenbetäubender Lärm ein, die Abwehrgeschütze schienen in der nächsten Nähe zu donnern. Die ersten Bomben fielen, sie donnerten in einem nicht ganz nahen Stadtteil nieder, das Haus erbebt nicht, die Fensterscheiben zitterten ganz leise.

"Komm", sagte Jack, "nimm den warmen Mantel, es wird eine kalte Nacht sein."

An der Tür ertönte ein heftiges Pochen. "Mrs. Wilson wahrscheinlich", sagte Jack, "sie hat wieder Angst." Er öffnete und sagte: "Kommen Sie rein, Mrs. Wilson, wie gehts? Haben Sie wieder Angst? Das sind nur die Abwehrgeschütze, die tun Ihnen nichts."

Die korpulente zweiundsechzigjährige Frau trat ein. Ihr breites rundes Gesicht war stark gerötet, ihrem kleinen blassen Mund entströmte ein penetranter Alkoholgeruch. "Sie läßt mich wieder allein", klagte sie, "ist sie nicht ein schreckliches Ding, diese schreckliche Ilse? Wie eine Mutter bin ich um sie besorgt, sie aber läßt mich allein sitzen in meiner Wohnung den ganzen Abend. Fürchterlich war das jetzt. Schon seit dem Nachmittag. Das Haus hat gebebt, als ob es einstürzen wollte, die Erde hat geschwankt, auf und nieder, auf und nieder, wie bei einem Erdbeben."

Die Zuhörenden lächelten einander zu. "Hat der Whisky geschmeckt?" fragte Jack, übermütig Martin und Vjeruschka zuzuwinkend.

"Ich habe nichts getrunken, warum fragen Sie?" sagte Mrs. Wilson.

"Weil die Erde geschwankt hat, auf und nieder, auf und nieder, wie bei einem Erdbeben", lachte Jack.

Mrs. Wilson achtete nicht auf das Gelächter; wahrscheinlich hörte sie es nicht. Sie hörte die Bomben, die Abwehrgeschütze, die Flugzeuge, sie hörte jedes Geräusch vertausendfacht, unfest stand sie auf ihren schweren, kurzen, ohnmächtig einen Halt suchenden Beinen, mühsam unterdrückte sie ein Zittern, das ihren schweren, alten, ohnmächtig einen Halt suchenden Körper durchfuhr. Sie fühlte, was niemand fühlte, sie sah, was niemand sah, die Erde schwankte, ja, noch immer schwankte die Erde, auf und nieder, auf und nieder, wie bei einem Erdbeben. Was sollte sie beginnen, wie diesem Erdbeben entrinnen, diesem entsetzlichen Schwanken des Erdbodens, diesem nie aufgehörenden Klirren der Fensterscheiben? Der Tod klopft ans Fenster, dachte sie, er klopft mit seinen dünnen Fingern an die Fensterscheibe. Diese Leute sind dumm, sie wissen nicht, was das Klopfen bedeutet.

Die mühsam das Zittern ihres Körpers meisternde Frau wußte, daß diese dummen Leute sie verlachten. Trotzdem suchte sie bei ihnen Zuflucht. Nach den ersten Luftangriffen waren sie vernünftiger gewesen. Damals liefen alle Hausbewohner ohne Ausnahme in die

öffentlichen Luftschutzkeller, zweimal waren Bomben in unmittelbarer Nähe des Hauses geplatzt, drei Häuser hatten die Bomben wegrasiert, zwei benachbarte Häuser hatten gebrannt, aber das Feuer war rasch gelöscht worden. Damals hatte Mr. Smith, der jetzt lachte, aus Leibeskräften gebrüllt: "In den Luftschutzkeller! Mrs. Wilson, schnell, kommen Sie, verdammt nochmal, schnell, verdammt nochmal, sonst erwischt uns noch eine Bombe!" Jeden Abend hatte er alle Hausbewohner genötigt, das Haus zu verlassen und den öffentlichen Luftschutzkeller aufzusuchen, der achthundert Yard entfernt war, unbeschreiblich fürchterliche achthundert Yard. Und einmal, im Oktober, am 19. Oktober, um zwei Uhr nachts, nie würde sie diesen Augenblick vergessen, und wenn sie hundert Jahre alt würde, am 19. Oktober um zwei Uhr morgens hatte eine Bombe den öffentlichen Luftschutzkeller getroffen, links und rechts hatte es Tote und Verwundete gegeben, aber den Bewohnern des Hauses Nr. 34 war nichts geschehen, wie durch ein Wunder waren sie alle heil geblieben, sie selber, die in einem schweren Whiskyrausch das Pfeifen der heranahenden Bomber und den ungeheuren Donnerschlag überlebende Mrs. Wilson, und der brutal jede Ängstlichkeit verlachende Mr. Smith und seine hochschwängere Frau und das Ehepaar Pattinson und die sogar im Luftschutzkeller mit allen Männern kokettierende Ilse und das Emigrantenehepaar Wahle und der alte jüdische Emigrant, der bei Pattinsons wohnte, samt seiner nervösen Tochter, sie alle waren unverletzt geblieben. Aber seit dieser Schreckensnacht ging Mr. Smith nicht mehr in den öffentlichen Luftschutzkeller. Er sagte: "Von jetzt an bin ich Fatalist. Ein Fatalist braucht keinen Luftschutzkeller." Auch in die Untergrundbahn ging er nicht, wo man vor jeder Gefahr gefeit war, dieser Unmensch, skrupellos setzte er seine hochschwängere Frau den Bomben aus; und da er jede Nacht zuhause blieb, entschlossen sich auch alle andern Hausbewohner, jede Nacht zuhause zu bleiben, diese Affen, diese dummen, verständnislosen Menschen, die es lächerlich fanden, wenn eine hilflose alte Frau ein Gläschen Whisky trank oder zwei, um sich zu betäuben.

Es donnerte, es dröhnte. Die trunkene Frau setzte sich und schloß die Augen. Sie überlegte, ob sie in den Keller dieses Schreckenshauses hinabsteigen solle. In dem geräumigen Keller gab es Betten und Matratzen, man konnte dort schlafen. Mr. Smith hatte die Betten